

Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(9. Fortsetzung.)

Sie hielt plötzlich inne, und eine Wolke verdüsterte ihr Gesicht. Es war ihr eingefallen, daß sie ja vielleicht im Winter gar nicht mehr auf Niedenau sein könnte. Wenn Rainer nun eines Tages das Wort Scheidung aussprechen würde? Und das war ja nur eine Frage der Zeit. Sie hätte blind sein müssen, um nicht zu begreifen, daß ihn Laja fester denn je an sich zu fesseln trachtete.

„Die Spinnräder nehmen wir also mit“, sagte die Peters fröhlich, „ich hoffe, daß ich es schon noch treffen werde.“

„Ja — lassen Sie sie nachher hin-abtragen“, antwortete Sylvio zerküßt; wir können aber auch jetzt gleich damit einen Versuch machen und gar nicht auf den Winter warten.“

Als sie eine Viertelstunde später über den Wirtschaftshof zurückgingen, schickte eine Frau mit verbundenem Kopf an ihnen vorüber. Der freie Theil des Gesichtes zeigte blaue Flecke und blutunterlaufene Stellen.

Sylvio blieb unwillkürlich erschrocken stehen, denn sie dachte an einen Unglücksfall, aber die Frau drückte sich schnell zur Seite und verschwand in dem abseits stehenden Gebäude, in dem der Fortshüter untergebracht war.

Fraulein Peters warf ihr einen mitleidigen Blick nach.

„Haben Sie gesehen, wie die Frau aussah?“ fragte Sylvio immer noch bestürzt. „Was mag ihr nur geschehen sein?“

„Es ist die Frau des Fortshüters Götz. Wahrscheinlich hat der sie wieder so zugerichtet.“

„Wie — ihr eigener Mann? Aber warum denn?“ rief Sylvio entsetzt.

Fraulein Peters zuckte die Achseln. „Das ist eine sehr traurige Geschichte, Frau Gräfin.“ Der Götz ist sonst ein tüchtiger Mensch gewesen, bis — na, bis die Zule drüben ins Kettenbacher Wirtschaftshaus kam. Zwei Jahre werden's jetzt sein. Seitdem sitzt er jede freie Stunde bei ihr, und wenn er dann betrunken heimkehrt, brügel er sein armes Weib. Jedermann hat Mitleid mit ihr, aber helfen kann ihr wohl keiner.“

„Er schlägt sie? Mein Gott, das ist ja schrecklich! Warum läßt sie sich das gefallen?“

„Du lieber Gott — sie find doch nun einmal verheiratet. So was kommt bei der Leute wohl auch anderwärts vor. Sor' arg wie bei Gögens freilich nirgends.“

Sylvio war ganz blaß geworden vor Erregung. „Sie könnte sich doch scheiden lassen! Zumal er auch sonst nichts mehr von ihr wissen mag!“

„Die Götz ist eine wunderliche Person. Wenn ihr das einer sagt, wird sie grob. Ich hab's selbst einmal versucht, denn die Frau that mir zu leid, aber sie fuhr mich gleich an. Davon verstehen Sie nichts, Fraulein. Was die Ehe ist, ist einmal die Ehe! Da soll sich mir nur keine dreinmischen.“

„Seitdem lassen wir's alle sein, mit ihr darüber zu reden.“

In der Küche kostete Sylvio verschiedene Gerichte und traf noch einige Anordnungen, gab auch da und dort eigenhändig etwas an Gewürzen zu und stieg dann nachdenklich mit Fraulein Peters in das erste Stockwerk hinauf, um sich umzutun, während die Peters den Tisch deckte. Lambachs konnten in einer halben Stunde hier sein.

An der Thür ihres Zimmers blieb Sylvio noch einmal stehen.

Fraulein Peters — weiß mein Mann das von den Gögens?“

„Ich glaube wohl. Jeder weiß es. Aber Götz ist im Dienst tadellos.“

„Hat der Graf ihm denn nie etwas darüber gesagt? Redete er dem Götz nicht ins Gewissen?“

Ein wunderlicher Blick des alten Fräuleins glitt über die Gräfin hin. „Bewundert und mitleidig zugleich.“

„Rein“, antwortete sie dann ägernd, „um solche Dinge kümmert sich der Herr Graf nicht.“

„Sie dieser Gedanke nicht, und sie blieb zerküßt, wie sehr der Fürst sich auch Mühe gab, seine Tischnachbarin zu unterhalten.“

Lambach war bei Tisch in besserer Stimmung und konnte nicht genug sagen, wie gemüthlich es auf Niedenau sei, seit Sylvio hier sei. Besonders entzückt war er von dem Essen. „Das sind doch Gerichte, an welchen man sich satt essen kann!“

Sagte er, „Rein solcher Klimbim, wie bei uns daheim, wo man nie weiß, wie das Zeug eigentlich heißt, und wo alles nur auf den Auspuy hinausläuft.“

„Unser Koch ist eben eine Kraft ersten Ranges“, warf Laja geritzt ein, „und weiß, daß ich ziemlich arrangierte Schüsseln liebe. Daß du keinen Geschmack dafür hast, dafür kann ich nicht.“

„Ich habe gute Familienrezepte von Mahrenberg mitgebracht“, erklärte Sylvio entschuldigend, denn sie merkte, daß es in der Fürstin kostete.

Aber sie gah damit Del ins Feuer, denn der Fürst rief begeistert: „Ob ich mir's nicht gedacht habe, daß Sylvio selbst in die Küche geht! Du könntest dir wirklich ein Beispiel daran nehmen, Laja! Schließlich rathet man doch, um in seinem Hause eine Hausfrau zu haben!“

Laja warf ihm einen funkelnden Blick zu, lehnte sich dann nachlässig zurück und sagte mit eisigem Hochmuth: „Es ist eben nicht jeder Frau möglich, in der Küche zu Ende. Du hättest dir ja einfach bloß eine Wirthschafterin zu nehmen brauchen.“

Sie kniff die Augen zusammen und blinzelte erst Sylvio, dann Rainer an — „um es so gut zu haben wie Rainer.“

Ein peinliches Schweigen folgte diesen Worten. Sylvio war blaß geworden, während sich das Gesicht Lambachs dunkelroth vor Zorn färbte, und Rainer wie erstarrt da saß.

Ehe indessen Lambach Zeit fand, seiner Empörung Luft zu machen, hatte sich Sylvio gefast und sagte völlig ruhig und ohne eine Spur von Empfindlichkeit: „Wenn es dir recht ist, liebe Laja, so schide ich einige Rezepte morgen an einen Koch. Und nun sprich weiter — du hast vorhin erzählt, daß Lori v. Graden die Absicht hat, nach Dollnau zu fahren. Das interessiert mich sehr. Was macht sie denn jetzt dort? Ich dachte, Gradens seien direkt von Wien nach Dobrinla?“

Zum ersten Male, seit er sie kannte, fühlte Rainer Bewunderung für Sylvio, und gleichfalls zum ersten Male stieg ein erster Stolz in ihm auf gegen Laja. Wie durfte sie — gerade sie — es wagen, Sylvio in ihrem eigenen Hause zu beleidigen?

Auch die Fürstin war verblüfft über Sylvios Takt und über die ruhige Sicherheit, mit der sie ihre Auseinandersetzung mit der Laja auszufallen ließ. Aber sie las zugleich in Rainers Augen eine Mißbilligung ihres Benehmens, und das stachelte sie noch mehr auf. Nun wollte sie dieser Madonna mit der scheine-heiligen Miene noch einen Stich versetzen und zugleich sich Gehörtheit verschaffen über einen Verdacht, der sie längst im Stillen hegte.

„Was Lori Graden nach Dollnau fährt?“ antwortete sie lächelnd.

„Walter natürlich! Sie ist ja ganz vernarrt in ihn, und wie ich die Kleine kenne, läßt sie ihn nicht mehr los.“

Sylvio schlug die Augen erstaunt auf. „Lori Graden und — Walter?“

„Lori glaubt, daß Walter —?“

Die Fürstin zuckte die Achseln und nickte. Sylvio mit boshaftem Lächeln zu. „Ja, die Männer sind einmal so unbeständig! Schließlich hat er lange genug dich angebetet, und da du ja doch höher hinaus wolltest, darfst du dich eigentlich nicht wundern, wenn er sich jetzt von Lori trösten läßt. Man heirathet eben nicht immer aus Liebe — wie du.“

Rainer horchte hoch auf. Daß Walter Sylvio geliebt, hatte er ganz vergessen. Jetzt fiel ihm ein, daß Peterda einmal ähnliches behauptete. Er blickte Sylvio gespannt an. Was würde sie antworten?

Sylvio war dunkelroth geworden. Walters Liebe, die sie erst an ihrem eigenen Hochzeitstag erkannt hatte, schien ihr viel zu rein und heilig, um durch solche Bemerkungen entweiht zu werden. Sie hatte gelächelt, doch nur sie darum wußte, daß es für immer ein Geheimniß zwischen ihnen bleiben würde, an das kein Wort rühren sollte, und sie fühlte sich für Walter verlegt durch die unartige Bemerkung.

Darum sagte sie nun heftiger, als es eigentlich in ihrer Absicht lag: „Warum sollte Walter nicht aus Liebe heirathen? Ich begreife wirklich nicht, wie da seinen Namen mit mir in Verbindung bringt!“

„Aber wartet doch so viele Jahre die besten Freunde! Peterda hat mit einmal erzählt, daß du dich eigentlich nur dann bliden liehst, wenn Walter v. Sternberg nach Mahrenberg kam. Warum willst du ihn denn jetzt verleugnen? An deinem Hochzeitstag genoh doch auch er allein den großen Vorzug, dich auf deinem Abschiedsweg durch das Haus zu begleiten, und ihr bleibt so lange aus, und du warst so traurig nachher, daß dir gewiß nicht nur der Abschied von Mahrenberg schwer fiel. Ihr habt mir leid gethan damals!“

Sylvio hörte zu wie erstarrt. Langsam wich alles Blut aus ihren Wangen. Jene schreckliche Stunde damals tauchte wieder vor ihr auf, da sie diese Frau an Rainers Brust gesehen hatte, verzweifelt, fassungslos vor Liebe und Trennungsschmerz. Sie vergaß darüber ganz, was die Fürstin über sie und Walter gesagt hatte, sie fühlte nur, wie bei dieser Erinnerung all die Qualen, welche sie mühsam in sich niedergekämpft hatte, wieder aufstanden und über sie herfielen.

Und das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Sie vergaß zu antworten, vergaß, wo sie war, vergaß alles.

Aber noch ein anderer sah da wie erstarrt. Rainer sah ihr Erblicken, sah ihr Schweigen, sah die Qual in ihren Zügen, und plötzlich war ihm, als fiele es wie Schuppen von seinen Augen. Seit jener Stunde in Mahrenberg vor der Abreise war Sylvios Wesen verändert. Damals hatte ihre kalte Gleichgültigkeit begonnen. Was war in jener Stunde zwischen ihr und Walter v. Sternberg vorgefallen? Hatte er ihr seine Liebe gestanden, und kam sie am Ende damals zur Erkenntnis, daß sie selbst mehr für ihn empfand, als sie ahnte?

Wie geistesanwesend fuhr er sich über die Stirn. Schweiperlen standen darauf. Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner. Wenn es so war, mußte er sich dann nicht freuen darüber? Sie würde ja dann gern in die Scheidung willigen — mit beiden Händen danach greifen. Alles wurde leichter dadurch. Der Fürst würde ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg legen, man fühlte ja aus jedem Wort die Abneigung gegen seine Frau heraus, und Walter würde warten — nur nicht zu lange zögern durfte man, dann konnten sie alle noch glücklich werden.

Aber es war seltsam: Rainer empfand keine Freude bei diesem Gedanken. Ein dumpf lähmendes Gefühl hob ihn im Bann. War es das große Staunen über diese unerwartete Entdeckung? Oder litt sein Mannehsitz bei dem Gedanken, daß Sylvio, an deren blinde, anbetende Liebe für sich er einmal so fest geknüpft hatte, ihn nie geliebt hatte? Daß ihr Herz immer einem anderen gehört, daß sie ihn also unbewußt gerade so gelächelt hatte, wie er sie mit vollem Bewußtsein lächelte?

Es war albern, aber das Märchen von der ewigen Gerechtigkeit fiel ihm ein. Und das dumme Sprichwort von der Grube, welche man anderen gräbt, um nachher selbst hinein zu fallen.

Wieder fuhr er sich über die Stirn, als wolle er diese ungereimten Gedanken mit einer Handbewegung verschleuchen.

Und dann wurde er plötzlich sehr lustig und aufgeräumt. Der Fürst, welcher während des langen Schweigens erst verduht dreingeblickt, nachher unruhig auf einem Stuhl herumgerutscht war, hatte von seinen Reizen zu erzählen begonnen, und Rainer betheiligte sich auf das lebhafteste an dem Gespräch. Nie hatte ihn Laja so geprächig gesehen.

Nach und nach fand sich auch Sylvio wieder zurecht. Es wurde mühsam und gebläutert, zuletzt spielte sie auf Lambachs Wunsch, der ein leidenschaftlicher Schachspieler war, eine Partie Schach mit ihm.

Es war heiß im Zimmer geworden, und man öffnete, um auch den Rauch etwas hinaus zu lassen — Laja hatte mit den Herren um die Wette geraucht — die Thür nach dem Balkon.

Rainer trat hinaus. Es war eine milde, klare Frühlingsnacht mit sternüberfülltem Himmel, voll Duft und überfließendem Glanz. Tief aufatmend lehnte er sich über die Brüstung.

Da stand plötzlich die Fürstin neben ihm. „Rainer“, flüsterte sie ihm ins Ohr, „weißt du, daß du mir heute noch nicht ein einziges freundliches Wort gesagt hast?“

Fast erschrocken blickte er auf sie nieder und dann mit einem raschen Blick durch die offenkundige Thür ins Zimmer. „Wollen wir nicht lieber hineingehen? Es würde auffallen.“

„Rein — bleibe! Was liegt daran? Mögen sie es merken! Ich muß dich einmal wieder für mich allein haben! Es ist so lange her — so lange! — Immer steht Sylvio da zwischen! Nächst du denn gar nicht, was ich liebe, Rainer?“

Sie war sehr erregt. Um sie zu beruhigen, nahm er ihre Hand. „Du mußt vernünftig sein, Laja, mußt einsehen, daß es nicht anders geht. Später vielleicht — aber jetzt müssen wir doch beide Rücksicht nehmen: du auf deinen Mann, ich auf Sylvio. Wenn du so erregt bist, machst du uns das Leben nur noch schwerer.“

„Ah, wie ewigen Rücklicht! Wo ist eigentlich Gaudater geblieben? Ich bin so erregt, daß ich dich nicht mehr sehe, wenn ich dich nicht sehe.“

Rainer ließ Lajas Hand fallen. Er war so wieder in ihm, das seltsam erschreckende Gefühl von vorher. „Glaubst du wirklich, daß sie Walter Sternberg liebt?“ fragte er betimmten.

„Felsenfest! Mir fiel ja damals gleich ihre Verzerrung auf, und als ich dann sah, wie sie gegen dich ist — o Rainer, ich bin doch nicht blind! Kein Mensch auf Erden ist ihr fremder und gleichgültiger als du. Heute hast du es selbst gesehen. Ich wollte nur auf den Strauch schlagen, aber sie kann sich ja nicht ein bißchen verstellen. Heute ist es mir ganz klar geworden: sie liebt dich so wenig wie du sie — Gott sei Dank!“

Regungslos starrte Rainer hinaus in die blauliche Frühlingsnacht.

Die Fürstin trat näher und schmiegte sich inniger an ihn. „Gieb sie frei!“ flüsterte sie hastig. „Um ihrer, um meiner — und um beider willen.“

Daß sie mit mir von Scheidung sprach, schlug ich's ab, ich erschrak darüber, denn ich wußte nicht, wie sehr ich dich lieb hatte. Heute ist alles anders. Ich gehe zu Grunde daran, dich an Sylvios Seite zu sehen — ich hasse sie! Heute bin ich bereit, dir alles zu opfern, allem zu entsagen, was bisher mein Leben war, wenn ich dafür dich mein eigen nennen kann! Ich sprach früher von Amerika, von Afrika — laß uns die Fesseln von uns werfen und dahin gehen, bis ans Ende der Welt, wenn du willst — nur fort.“

Die Erregung schüttelte sie förmlich. Eine heiße Gluthwellen der Leidenschaft schlug ihm aus ihren Worten entgegen. Ihre schmalen Kinderhände umklammerten lebend seinen Arm.

Rainer stand noch immer regungslos. Wie tiefhörte er zu, leuchtende Bilder glitten an seiner Seele vorüber, Bilder, von denen er voll Sehnsucht geträumt hatte, die ihm als der Gipfel irdischer Glückseligkeit erschienen waren. Was aber jagte sich jetzt durch seinen Kopf ein schwarzer Faden, ihren Glanz trübend? Warum griff er nicht zu?

„Es ist schlecht von ihr, das jetzt zu sagen — hinter dem Rücken der beiden da drinnen.“

Verwirrt blickte Rainer um sich. Hatte das jemand wirklich gesagt? Jemand draußen in der Dunkelheit oder tief drinnen in einem Winkel seiner Seele, den er selbst noch nicht kannte?

„Rainer — Rainer, warum antwortest du nicht? Woran denkst du?“ drängte Laja ungeduldig.

Schmeichelnd legte sich der zärtliche Ton um sein Herz. Aber er blieb stumm.

Da sagte im Zimmer Lambachs Stimme triumphirend: „Schach dem König — und matt! Du bist besiegt, Sylvio!“

Und Sylvio wiederholte leise, mit seltsam schmerzlichen Ton: „Ich bin besiegt — ja!“

Dann standen beide auf.

Rainer erwachte aus seiner Erstarrung. Hastig trat er ins Zimmer zurück, wohin ihm Laja langsam folgte.

Als sie in den Schein der Lampe trat, trug ihr Gesicht den alten ruhigen Ausdruck, und ihre Stimme klang oberflächlich und gleichgültig, als sie fragte: „Also Gaudater hat dich matt gesetzt?“

„Wie gut sie sich verstellen kann!“ dachte Rainer. „Biel besser als Sylvio, die immer noch blaß aussieht und ganz verduht dreinblickt.“

Es war nahe an Mitternacht, und Lambachs brachen auf. Nierbergs begleiteten sie hinab bis ans Thor.

Als der Wagen fortgerollt war, ging Sylvio nach dem Speisezimmer zurück. Rainer folgte ihm, zündete sich noch eine Cigarre an und setzte sich schweigend an die geöffnete Balfontür.

Von hier aus sah er Sylvio zu, wie sie die Weinsflaschen in das Büffet zurückstellte und die Reste des Defekts verschloß. Und plötzlich mußte er an seine verstorbene Mutter denken. Genau so häusfräulich hatte sie auf Niedenau gehalten und gewollt. Er erinnerte sich deutlich, daß auch sie, wenn Gäste da gewesen waren, nachher immer selbst die Reste verschloß und noch Ordnung gemacht hatte. Er vertiefte sich in diese Erinnerungen und vergaß darüber alles, was ihn kurz zuvor gequält hatte. Es kam sogar etwas wie Behagen über ihn, während Sylvio so geräuschlos im Zimmer hantierte, und er schrak fast zusammen, als sie jetzt plötzlich in die Stille hinein: „Gute Nacht!“ und sich zum Gehen wandte.

Er sprang auf, und es war ihm, als müßte er ihr noch etwas sagen, sie nach etwas fragen. Aber es war eine so unklare Empfindung, daß er nicht sofort die rechten Worte fand. Im nächsten Augenblick stand sie schon vor der Thür.

Bestimmt ging er nach seinem Zimmer, obwohl er gar keine Müdigkeit verspürte.

In dieser Nacht fand er keinen Schlaf. Immer wieder tauchte Lajas lodendes Gesicht vor ihm auf, und ihre weiche Stimme deklamirte sein Ohr. Dazwischen schob sich manchmal schüchtern Sylvios Bild, und dann griff ihm eine merkwürdige Angst an.

Auch Sylvio hatte am folgenden Morgen eine schlaflose Nacht hinter sich. Die guten Vorläufe, welche sie sich eingeredet hatte, ihre mühsam aufrechterhaltenen Gleichgültigkeit, sie selbst die Leberregung, daß es ihre Pflicht sei, das freiwillig gegebene Wort zu halten; alles das griff ins Wanken durch den gestrigen Abend.

Wachte sie es wirklich duben, daß diese Frau als triumphirende Siegerin in ihrem eigenen Hause erschien und ihre giftigen Pfeile nach ihr schoß?

Und die Qual dieses Abends sollte sich nun wiederholen, so oft es Laja beliebte, nach Niedenau zu kommen?

Alles in Sylvio bäumte sich auf bei diesem Gedanken. Nein, das konnte, das wollte sie nicht länger ertragen! Wenn schon das Herz so geduldig wäre, sich mit Frühen treten zu lassen, ihr Stolz durfte das nicht zu lassen.

Als der Morgen anbrach, war Sylvio entschlossen, Niedenau zu verlassen. Sie selbst wollte die Scheidung verlangen.

Fraulein Peters brachte den Thee und erschrak über das Aussehen der jungen Frau. „Frau Gräfin haben sich schlecht geschlafen“, sagte sie theilnehmend, „und hätten sollte noch ein paar Stunden zu Bett bleiben — das Wetter ist ohnehin trostlos!“

„Rein — nein“, antwortete Sylvio, sich zu einem Lächeln zwingend, „ich fühle mich ganz wohl und habe auch zu thun.“

Sie ah hastig ein paar Bissen. Dann setzte sie sich, während Fraulein Peters sich nebenan in der Garderobe zu schaffen machte, an ihren Schreibtisch und begann zu schreiben. Gleich sollte es geschehen, in aller Stille, ohne daß jemand ahnte, was sie vorhabte.

Erst an Großnama Mahrenberg. Es fiel ihr schwer, die nöthigen Worte zu finden, ohne den wahren Grund zu verrathen. Endlich gelang es doch. Sie habe Heimweh, die Luft in Niedenau bekomme ihr nicht, ob sie nicht vorläufig für ein paar Wochen nach Mahrenberg kommen dürfe? Das klang ganz harmlos. Großnama konnte ihr die Bitte kaum abschlagen. Und war sie erst dort, dann wollte sie die weiteren Schritte, die zur völligen Scheidung führen sollten, einleiten.

Aber niemand, auch Rainer nicht, sollte den wahren Grund erfahren. Darüber zu reden wäre für alle Theile zu peinlich gewesen. Das würde freilich schwer sein. Aber es mußte sich doch etwas finden lassen.

Sylvio hügte den Kopf in die Hand und dachte nach. Sie hatte nur ganz unklare Vorstellungen über Ehescheidungen. Jedenfalls würde man sie doch um die Gründe befragen. Was sollte sie angeben? Wenn der wahre Grund nicht zur Sprache kommen sollte, mußte doch ein anderer genannt werden. Aber welcher? Da tappte sie völlig im Dunkeln.

Blüßlich fiel ihr Walter v. Sternberg ein. Der wußte doch alles, gegen den konnte sie offen sein, der würde ihr auch rathen und helfen.

Daß sie, wenn Walter ihr wirklich in der Sache half, dadurch sich und ihn in ein falsches Licht bringen könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Sie hatte nie anders an ihn gedacht, als wie an einen Bruder, und er selbst hatte seine Liebe zu ihr sicher schon überwunden, nahm doch selbst die Fürstin an, daß er im Begriff stand, sich mit Lori Graden zu verloben.

So schrieb Sylvio denn noch einen zweiten, viel ausführlicheren Brief an Walter, worin sie ihm die wahren Gründe ihres Kommens nannte und ihn um Rath bat.

Als sie fertig war, rief sie Fraulein Peters. „Wann werden die Briefe von Niedenau zur Station geschickt?“ fragte sie.

„Gewöhnlich Mittags. Der Herr Graf verbleibt dann selbst den Postbeutel, und Martin fährt damit nach Rettenbach.“

„Gut. Besorgen Sie diese beiden Briefe, und geben Sie acht, daß man sie nicht verliert.“

Dann war ihr leichter. Sie ging hinab in die Küche und machte sich allerlei im Haus zu schaffen, nur um nicht mehr Zeit zum Nachdenken zu haben.

Gegen Mittag ließ sich der Inspektor von Föhrenhain bei ihr melden.

Etwas verwundert empfing ihn Sylvio. Was wollte denn der Mann bei ihr? Warum ging er nicht zu Rainer? Dabei beschlich sie ein wehmüthiges Gefühl, wie immer, wenn der Name Föhrenhain an ihr Ohr schlug. Dort war sie ja glücklich gewesen, und in der ersten Zeit ihrer Brautchaft hatte sie sich kindisch darauf gefreut, an Rainers Seite all die lieben Blüthen ihrer Kindheit wieder aufzufuchen.

Damals gehörte Föhrenhain noch den Gradens. Nun fiel ihr zum ersten Male wieder ein, daß es leidendem in ihren Besitz übergegangen war. Aber sie hatte es ja abgelehnt,

es wäre ihr unmöglich gewesen, jetzt einen Fuß hinzuzusetzen.

Gleich die ersten Worte belehrten Sylvio, daß Rainer von ihrer Ablehnung keine Notiz genommen hatte. Der Inspektor kam zu ihr, weil sie doch die Besitzerin von Föhrenhain sei, und er ihre Entscheidung in verschiedenen wirtschaftlichen Dingen brauchte. Das Dach sei schadhaft und müsse ausgebessert werden. Auch in den Zimmern sei manches zu richten. Der Herr Graf habe seinerzeit durchblicken lassen, daß die Herrschaften im Sommer stets ein paar Wochen auf Föhrenhain zubringen wollten, und da müsse doch vorher manches in Stand gesetzt werden.

„Ich glaube nicht, daß wir nach Föhrenhain gehen werden“, unterbrach Sylvio diese Auseinandersetzung. „Im übrigen wenden Sie sich mit allem an den Herrn Grafen. Ich habe damit absolut nichts zu schaffen.“

Etwas verduht entschuldigte sich der Inspektor. Er habe geglaubt, daß die Frau Gräfin, weil es doch ihr Privateigenthum sei — aber nun wolle er natürlich zum Herrn Grafen gehen. Und er empfahl sich.

Rainer zog die Brauen finstler zusammen, als er hörte, Sylvio habe den Mann an ihm gewiesen. „Bestimmen Sie das Dach aus. Alles andere mag bleiben, wie es ist“, entschied er kurz.

Als er dann gegen Mittag die Briefe in den Postbeutel that, versinisterte sich sein Gesicht noch mehr. Sylvios Brief an Walter v. Sternberg war der umfangreichste von allen. „Was zum Kuckuck braucht sie ihm ganze Bücher zu schreiben?“ dachte er ärgerlich. „Und seit wann schreiben die beiden sich überhaupt?“

Während des Frühstückes hielt er noch an sich, und auch Sylvio ah stumm und hastig. Mit kurzen Gruf trennten sie sich unmittelbar darauf.

Aber beim Dinner hielt er es nicht länger aus. Ihr Schweigen und die verträumte Art, mit der Sylvio zuweilen wie geistesabwesend vor sich hinsah, reizte ihn unbeschreiblich. Er suchte förmlich nach einem Vorwand, um sie aus diesem Schweigen herauszutreiben. Der Besuch des Föhrenhainer Inspektors bot dazu den besten Anlaß.

„Es ist außerordentlich liebenswürdig von dir“, pläzte Rainer los, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, „daß du mich vor meinen Leuten lügen straffst! Ich erkläre dem Inspektor, daß Föhrenhain dein Eigenthum ist, und daß er sich in allem an dich zu wenden hat, und du schickst ihn wieder zu mir!“

„Du wirst dich erinnern, daß ich dieses Geschenk ablehnte“, erwiderte Sylvio ruhig.

„Du scheinst es dir ja förmlich zur Aufgabe gemacht zu haben, alles abzulehnen, was dir von mir kommt!“

Verwundert blickte Sylvio auf. „Ich wüßte nicht —“

„Aber ich weiß es! Oder hast du in der Zeit, seit wir verheiratet sind, etwa auch nur ein einziges Stück des Schmudes getragen, den ich dir gab? Nichts trägt du an dir, als ewig diese Brosche von Walter Sternberg. Das ist sehr schmeichehaft für mich!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Generalanzeiger (Nr. 216) wurden von einem Berliner Kaufhaus u. a. angeworben: „Claire und perlaur feste Damenleder-Handschuhe.“ Ob die Damen wirklich Handschuhe aus dem Leder . . . pardon! aus der Haut ihrer Geschlechtsgenossen tragen werden?

Der Magdeburger Generalanzeiger teilte in Nr. 245 mit: „Die schweizerische Militärbesatzung hat sich zugunsten der Einführung des Kruppischen 13 Centimeter - Mörbbers ausgesprochen.“ Dieser Ausdruck ist leider mehr richtig als falsch.

Die Katstschucht leat ihre größten Eier mit Vorliebe in „Meine Nester.“

Man hat nicht immer den Nutzen, wenn man den Profit hat.

Auf dem Spielplan der politischen Bühne steht jetzt: Wie denken Sie über Bulgarien? Hoffentlich wird diesmal kein Trauerspiel daraus.

Es ist viel leichter, zwanzig Personen zu rufen, was sie tun sollen, als einer aus den zwanzig zu sein, um den gegebenen Rat zu befolgen.

Der entlarvte Heuchler.



Vermieterin (zum Studiolus, der sich in Gegenwart seines zum Besuch bei ihm weilenden Onkels ein Glas Wasser aus der Flasche einschenken will): „Nicht doch, Herr Onkel, ich bring' Ihnen frisches . . . dieses geht schon seit sechs Wochen in der Flasche!“